

zu einem langen Streifen, und den restlichen Sommer schlief ich mit dem Streifen um die Ohren gewickelt, weil ich hoffte, sie würden sich dadurch dichter an den Kopf schmiegen. Meine Mutter beachtete das gar nicht, wenn sie nachts nach mir sehen kam, aber meinen Vater hörte ich manchmal in fast beleidigtem Tonfall flüstern: *Er hat meine Ohren. Was ist so schlimm an meinen Ohren?*

Diese Geschichte erzählte ich Ruth kurz nach unserer Hochzeit, und sie lachte. Von da an neckte sie mich manchmal mit meinen Ohren, wie sie es jetzt gerade tut, doch in all unseren gemeinsamen Jahren war sie nie gehässig.

»Ich dachte, du magst meine Ohren. Das hast du immer gesagt, wenn du sie geküsst hast.«

»Ich mochte dein Gesicht. Du hattest ein gütiges Gesicht. Deine Ohren gehörten eben zufällig mit dazu. Ich wollte deine Gefühle nicht verletzen.«

»Ein gütiges Gesicht?«

»Ja. Deine Augen hatten etwas Sanftes, als würdest du nur das Gute in den Menschen sehen. Das ist mir aufgefallen, obwohl du mich kaum eines Blickes gewürdigt hast.«

»Ich habe versucht, den Mut aufzubringen, dich zu fragen, ob ich dich nach Hause begleiten darf.«

»Nein.« Sie schüttelt den Kopf. Auch wenn ihr Bild verschwommen ist, klingt ihre Stimme jugendlich, wie die der Sechzehnjährigen vor so langer Zeit. »Danach habe ich dich oft in der Synagoge gesehen, und du hast mich nicht ein einziges Mal gefragt. Manchmal habe ich sogar auf dich gewartet, aber du bist immer wortlos an mir vorbeigegangen.«

»Du konntest kein Englisch.«

»Zu dem Zeitpunkt habe ich schon mehr verstanden und konnte auch ein bisschen sprechen. Wenn du gefragt hättest, hätte ich geantwortet: ›Gut, Ira. Ich gehe mit dir.«

Die letzten Sätze sagt sie mit Akzent. Wienerisch, weich und melodisch. Singend. In späteren Jahren wurde dieser Akzent weniger, aber ganz verschwunden ist er nie.

»Deine Eltern hätten es nicht erlaubt.«

»Meine Mutter schon. Sie mochte dich. Deine Mutter hatte ihr erzählt, dass dir eines Tages das Geschäft gehören würde.«

»Wusste ich's doch! Ich hatte immer den Verdacht, dass du mich wegen meines Geldes geheiratet hast.«

»Welches Geld? Du hattest kein Geld. Hätte ich einen reichen Mann gewollt, hätte ich David Epstein geheiratet. Seinem Vater gehörte die Tuchfabrik, und sie wohnten in einer Villa.«

Auch das war ein beliebter Witz in unserer Ehe. Meine Mutter hatte zwar die Wahrheit gesagt, aber selbst sie wusste, dass man mit dieser Art von Laden nicht reich werden konnte. Er fing als kleines Geschäft an und blieb es auch bis zu dem Tag, an dem ich ihn schließlich verkaufte und mich zur Ruhe setzte.

»Ich weiß noch, dass ich euch in der Eisdiele auf der anderen Straßenseite sitzen sah. Im Sommer hast du dich dort fast jeden Tag mit David getroffen.«

»Ich mochte Schoko-Soda-Eisbecher. Die hatte ich vorher noch nie gegessen.«

»Ich war eifersüchtig.«

»Und das zu Recht«, sagt sie. »Er war reich und gut aussehend, und seine Ohren waren makellos.«

Ich lächele. Ich wünschte, ich könnte sie besser sehen, aber die Dunkelheit verhindert das. »Eine Zeit lang dachte ich, ihr beide würdet heiraten.«

»Er hat mir mehr als einen Antrag gemacht, und ich habe ihm immer geantwortet, ich sei zu jung und er müsse warten, bis ich mit dem College fertig sei. Aber ich habe ihn angelogen. In Wahrheit hatte ich ein Auge auf dich geworfen. Deshalb wollte ich immer unbedingt in die Eisdiele gegenüber von eurem Geschäft gehen.«

Das wusste ich natürlich schon. Aber ich höre es gern von ihr.

»Ich stand am Fenster und habe euch beobachtet, wenn ihr dort saßt.«

»Manchmal habe ich dich gesehen.« Sie lächelt. »Einmal habe ich sogar gewunken, und trotzdem hast du mich nie gebeten, mit dir spazieren zu gehen.«

»David war mein Freund.«

Das stimmt, und er blieb es den Großteil unseres Lebens. Wir hatten viel Kontakt mit David und seiner Frau Rachel, und Ruth gab einem ihrer Kinder Nachhilfe.

»Mit Freundschaft hatte das nichts zu tun. Du hattest Angst vor mir. Du warst immer schüchtern.«

»Da musst du mich mit jemandem verwechseln. Ich war flott, ein Charmeur, ein junger Frank Sinatra. Manchmal musste ich mich vor den vielen Frauen verstecken, die mir nachliefen.«

»Du hast beim Gehen auf deine Füße gestarrt und bist rot geworden, wenn ich dir gewunken habe. Und dann, im August, bist du weggezogen. Zum Studieren.«

Mein College war das William & Mary in Williamsburg, Virginia, und ich kehrte erst im Dezember zu Besuch zurück. Ruth sah ich in diesem Monat zweimal in der Synagoge, beide Male von Weitem, bevor ich wieder zum College musste. Im Mai kam ich abermals, um den Sommer über im Geschäft zu arbeiten, und zu dem Zeitpunkt wütete in Europa bereits der Zweite Weltkrieg. Hitler hatte Polen und Norwegen überfallen, Belgien, Luxemburg und die Niederlande bezwungen und machte Hackfleisch aus den Franzosen. In jeder Zeitung, in jedem Gespräch ging es nur um den Krieg. Niemand wusste, ob sich Amerika an dem Konflikt beteiligen würde, und die Stimmung war düster. Wochen später sollte der Krieg für Frankreich vorbei sein.

»Du hast dich immer noch mit David getroffen, als ich zurückkam.«

»Aber ich hatte mich in dem Jahr, in dem du fort warst, auch mit deiner Mutter angefreundet. Während mein Vater arbeitete, gingen meine Mutter und ich zu euch in den Laden. Wir unterhielten uns über Wien und unser altes Leben. Meine Mutter und ich hatten selbstverständlich Heimweh, aber ich war auch wütend. Mir gefiel North Carolina nicht. Mir gefiel dieses Land nicht. Ich hatte das Gefühl, nicht hierherzugehören. Trotz des Krieges hatte ich das Bedürfnis, nach Hause zu fahren. Ich wollte meiner Familie helfen. Wir machten uns große Sorgen um sie.«

Ich sehe sie den Kopf zum Fenster drehen. Sie wird still, und ich weiß, dass sie an ihre Großeltern, ihre Tanten und Onkel, Cousins und Cousinen denkt. An dem Abend, bevor Ruth und ihre Eltern in die Schweiz aufbrachen, hatten sich Dutzende von Verwandten zu einem Abschiedsessen versammelt. Es gab bange Abschiedsworte und das Versprechen, in Verbindung zu bleiben, und obwohl manche sich für sie freuten, glaubten fast alle, dass Ruths Vater nicht nur überreagierte, sondern regelrecht dumm war, alles für eine ungewisse Zukunft aufzugeben. Ein paar steckten ihm allerdings ein paar Goldmünzen zu, und in den sechs Wochen, die ihre Reise nach North Carolina dauerte, waren es diese Münzen, die ihnen Unterkunft und Verpflegung verschafften. Ihre gesamte Verwandtschaft war in Wien geblieben. Im Sommer 1940 trugen sie bereits den Davidstern und durften größtenteils nicht mehr arbeiten. Doch da war es zu spät, um zu fliehen.

Meine Mutter erzählte mir von Ruths Besuchen bei ihr und von ihren Sorgen. Wie Ruth hatte auch meine Mutter noch Verwandte in Wien, aber wie so viele ahnte sie nicht, was passieren oder wie schrecklich es letzten Endes werden würde.

»Dein Vater hat damals Möbel gebaut?«

»Ja«, sagt Ruth. »Keine der Universitäten wollte ihn einstellen, also tat er, was nötig war, um uns zu ernähren. Aber es war schwer für ihn. Er war für solche Arbeit nicht geschaffen. Anfangs kam er immer völlig erschöpft nach Hause, mit Sägemehl in den Haaren und Pflaster auf den Händen, und dann schlief er sofort im Sessel ein. Aber er hat sich nie beklagt. Er wusste, dass wir großes Glück gehabt hatten. Wenn er aufwachte, ging er duschen und zog dann zum Abendessen seinen Anzug an. Das war seine Art, sich selbst daran zu erinnern, was für ein Mann er einmal gewesen war. Und bei Tisch haben wir immer lebhaftes Gespräch geführt. Er fragte mich, was ich tagsüber in der Schule gelernt hatte, und hörte mir genau zu, wenn ich antwortete. Dann leitete er mich an, Dinge neu und anders zu betrachten. »Warum ist das wohl so?«, fragte er, oder: »Hast du dir dieses und jenes schon einmal überlegt?« Natürlich durchschaute ich, was er da machte. Einmal Lehrer, immer Lehrer, und er war gut darin, weshalb er auch nach dem Krieg wieder unterrichten konnte. Er hat mir beigebracht, eigenständig zu denken und meinen Instinkten zu vertrauen, so wie er es auch all seinen Studenten beigebracht hat.«

Ich betrachte sie und denke darüber nach, wie bedeutsam es war, dass Ruth später ebenfalls Lehrerin wurde, und erneut schweiften meine Gedanken zu Daniel McCallum ab. »Und nebenbei hat dein Vater dich alles über Kunst gelehrt.«

»Ja«, sagt sie verschmitzt. »Das auch.«

## KAPITEL 2

### *Vier Monate vorher*

### *Sophia*

»Komm doch mit«, bettelte Marcia. »Bitte, bitte. Wir sind dreizehn oder vierzehn Leute. Und so weit ist es auch wieder nicht. Nach McLeansville braucht man keine Stunde, und du weißt, dass es im Auto total lustig wird.«

Sophia zog ein skeptisches Gesicht. Sie saß auf ihrem Bett, wo sie halbherzig ihre Mitschrift aus Geschichte der Renaissance durchging. »Ich weiß nicht ... ein *Rodeo*?«

»Sag das nicht so.« Marcia stand vor dem Spiegel und schob einen schwarzen Cowboyhut auf dem Kopf herum, kippte ihn mal so, mal so. Mit Marcia Peak teilte Sophia sich schon seit dem zweiten College-Jahr das Zimmer, und sie war mit Abstand ihre beste Freundin auf dem Campus. »Erstens ist es kein Rodeo, sondern *Bullenreiten*. Und zweitens geht es darum überhaupt nicht. Es geht darum, mal einen Abend hier rauszukommen und was mit mir und den Mädels zu unternehmen. Hinterher ist noch eine Party, es werden Bars in einer großen, altmodischen Scheune aufgebaut ... eine Band spielt, es wird getanzt, und ich schwöre dir, dass du nie wieder so viele süße Kerle auf einem Fleck findest.«

Sophia spähte über den Rand ihres Notizblocks. »Süße Kerle zu finden ist so ungefähr das Letzte, was ich momentan brauche.«

Marcia verdrehte die Augen. »Der springende Punkt ist doch, dass du mal aus dem Haus musst. Es ist schon Oktober. Seit zwei Monaten läuft der Unterricht wieder, und du musst aufhören, Trübsal zu blasen.«

»Ich blase keine Trübsal«, sagte Sophia. »Ich ... hab es nur satt.«

»Du meinst, du hast es satt, Brian zu begegnen, oder?« Marcia drehte sich zu Sophia um. »Okay, das verstehe ich. Aber es ist eben ein kleiner Campus. Deshalb wird es unvermeidlich sein.«

»Du weißt genau, was ich meine. Er folgt mir. Am Donnerstag stand er schon wieder nach meinem Kurs im Innenhof des Scales Center. Das hat er nie gemacht, als wir noch zusammen waren.«

»Hast du mit ihm gesprochen? Oder hat er versucht, mit dir zu sprechen?«

»Nein.« Sophia schüttelte den Kopf. »Ich bin direkt zur Tür gegangen und hab getan, als hätte ich ihn nicht bemerkt.«

»Also, nichts passiert.«

»Es ist trotzdem unheimlich ...«

»Na und?« Marcia zuckte ungeduldig die Achseln. »Reg dich nicht darüber auf. Er ist ja kein Psychopath oder so. Irgendwann wird er es schon kapieren.«

Sophia blickte zur Seite und dachte, das hoffe ich, aber da sie nicht antwortete, kam Marcia zum Bett und setzte sich neben sie. Sie tätschelte Sophias Bein. »Gehen wir doch mal logisch an die Sache ran, okay? Du hast gesagt, er ruft nicht mehr an und schickt auch keine SMS, richtig?«

Sophia nickte, wenn auch etwas widerstrebend.

»Na, dann wird es Zeit, die Sache abzuhaken und nach vorn zu schauen«, befand Marcia.

»Das habe ich ja versucht. Aber egal, wo ich hingeh, er ist auch da. Ich verstehe einfach nicht, warum er mich nicht in Ruhe lässt.«

Marcia zog die Knie hoch und stützte das Kinn darauf. »Ganz einfach – Brian glaubt, wenn er mit dir reden kann, wenn er das Richtige sagt und dich mit Charme überschüttet, überlegst du es dir noch mal anders.« Sie sah ihre Freundin ernst an. »Sophia, du musst begreifen, dass alle Männer so denken. Sie glauben, sie können sich aus jeder Situation herausreden, und sie wollen immer genau das, was sie nicht haben können. Das ist Männer-Einmaleins.« Sie zwinkerte Sophia zu. »Irgendwann wird er schon akzeptieren, dass es vorbei ist. Natürlich nur, solange du nicht nachgibst.«

»Ich gebe nicht nach«, sagte Sophia.

»Das ist auch besser. Du warst immer zu gut für ihn.«

»Ich dachte, du magst Brian.«

»Tu ich ja auch. Er ist witzig und gut aussehend und reich – was gibt es daran nicht zu mögen? Wir sind seit dem ersten Jahr auf dem College miteinander befreundet, und wir haben immer noch Kontakt. Aber ich kriege auch mit, dass er als Partner mies ist und meine Freundin betrogen hat. Und das nicht nur ein oder zwei, sondern gleich drei Mal.«

Sophia ließ die Schultern hängen. »Danke, dass du mich daran erinnerst.«

»Hör mal, als deine Freundin bin ich dazu da, dir zu helfen. Also lass ich mir die fantastische Lösung zu all deinen Problemen einfallen: einen Mädelsabend, weg vom Campus. Und du willst ernsthaft hierbleiben?«

Als Sophia nicht antwortete, beugte Marcia sich zu ihr vor. »Bitte! Fahr doch mit. Ich brauche deine Unterstützung.«

Sophia seufzte, sie wusste, wie hartnäckig Marcia sein konnte. »Na gut. Dann komme ich eben mit.« Und wenn sie es in dem Moment auch noch nicht wusste, würde sie sich später immer daran erinnern, dass so alles angefangen hatte.